

Walter Kaufmann

**Die
Erschaffung
des
Richard Hamilton**

Impressum

Walter Kaufmann

Die Erschaffung des Richard Hamilton

Storys

ISBN 978-3-86394-564-0 (E-Book)

Das Buch erschien erstmals 1964 im Hinstorff Verlag Rostock.

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

Foto: Barbara Meffert

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: verlag@edition-digital.com

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

Die Erschaffung des Richard Hamilton

Wenn Ihnen jemand sagte, sein Name sei Humphrey Humphreys (das heißt so viel wie Buckel Buckel), würden Sie sicher lachen und glauben, er mache einen Witz. Nun, ich mache keinen Witz. Ich heiße wirklich so. Und ich bin überzeugt, meine Mutter hat mich absichtlich so genannt - die bloße Zusammenstellung dieser beiden Namen muss auf alle Menschen lächerlich wirken; wahrscheinlich hoffte sie, mich auf diese Weise für immer von sich abhängig zu machen. Als ich noch klein war, hatte ich, wie Sie sich wohl denken können, sehr unter meinem Namen zu leiden - Kinder sind grausam. Meist wurde ich Hump gerufen, und den Sternen sei Dank, dass ich wenigstens keinen Buckel habe, immer war ich einer der Kleinsten, das ist schon schlimm genug. Und kurzsichtig bin ich obendrein: seit meinem sechsten Lebensjahr trage ich eine Brille, was mich besonders beim Sport nicht wenig behinderte.

Als ich mit vierzehn aus der Schule kam, wusste ich nicht, was ich werden sollte. Ich zog von einer Lehrstelle zur anderen, versuchte es mit den verschiedensten Arbeiten - verlangen Sie nicht, dass ich sie alle aufzähle. Ich möchte mich auf die jüngste Vergangenheit beschränken, auf zwei Jahre nach meiner Entlassung aus der Commercial Bank of Australasia. (Das war in der Nachkriegskrise, wissen Sie.) Ich arbeitete als Kontrolleur in den Docks, als Schreiber bei einem Buchmacher, als Kassierer auf einem Rummelplatz, sogar als Vertreter von Staubsaugern. Dann wollte ich mich als Buchhalter und Reklamechef einem Wanderzirkus anschließen (diese Arbeit hätte mir sehr gelegen, glaube ich), aber da wurde meine Mutter halsstarrig. Auf einmal war ich ihr unentbehrlich. Sollte sie ihr Leben vielleicht in einem Siechenheim beschließen? fragte sie. Sie habe doch niemanden außer mir. Das ist schon wahr, mein Vater starb, als ich erst zehn war - wir lebten seitdem hauptsächlich von seiner Pension -, und meine Schwester hat nach Neusüdwaales geheiratet. Ebenso wahr ist jedoch, dass meine Mutter eine ziemlich robuste alte Dame ist und meine Hilfe eigentlich niemals gebraucht hat. Der springende Punkt ist vielmehr, dass sie einfach jemand haben muss, um den sie sich kümmern kann. Deswegen wird sie niemals zulassen, dass ich mich von ihr unabhängig mache. Das ist auch einer der Gründe, warum ich nicht verheiratet bin - es gibt noch andere, auf die ich gleich zu sprechen komme. Für meine Mutter werde ich nie ein erwachsener Mann sein - ich bin jetzt siebenundzwanzig Jahre alt! -, sondern stets ihr kleiner Humphrey, verflucht sei dieser Name!

Nachdem ich auf die Stellung beim Zirkus verzichtet hatte, blieb ich ein paar Wochen zu Hause, um Kurzgeschichten zu schreiben. Dazu habe ich ein gewisses Talent. Einige meiner Arbeiten sind sogar in der Zeitung erschienen - unter dem Namen Richard Hamilton. Sie können sich nicht vorstellen, was das für mich bedeutete. Ich meine nicht das Geld, wirklich nicht - bei den vielen amerikanischen Storys, die über Agenturen in Melbourne herauskommen, springt für einen einheimischen Autor nicht viel heraus. Aber es erfüllte mich mit großer Genugtuung, meine Geschichten unter diesem Namen gedruckt zu sehen. Richard Hamilton! Das war ein Name, mit dem ein Mann der Welt entgetreten konnte!

Als Richard Hamilton lernte ich auch Miss Jenny Brennan kennen, eine Englischlehrerin am Institut für Erwachsenenbildung. Sie hatte an die Zeitung geschrieben, die meine erste

Geschichte veröffentlichte - nicht etwa, um mich zu loben, sondern um mich zu einer Überarbeitung zu veranlassen. Der Chefredakteur hatte mir das mitgeteilt, und daraufhin besuchte ich über ein Jahr lang ihre Abendkurse. Der Tag, an dem ich all meinen Mut zusammennahm und um Miss Brennans Hand anhielt (meiner Mutter hatte ich nichts von meiner Absicht gesagt, und als ich es ihr später gestand, war sie eine Woche unausstehlich), war auch der Tag, an dem ich mich zu meinem wirklichen Namen bekennen musste. Miss Brennan lächelte zwar über die ungewöhnliche Namensverbindung Humphrey Humphreys, doch ich muss ehrlich zugeben, dass dies nicht der Grund ihrer Ablehnung war - meine Abhängigkeit von der Mutter und meine Unentschlossenheit im Leben bewogen sie zu ihrem Nein.

„Wenn Sie nur die Berufung fühlen!“, sagte sie mir mehr als einmal. „Auf welche Weise Sie Ihr Ziel erreichen, ist gleich.“ Damit meinte sie, dass ich das Schreiben von Geschichten als meine eigentliche Aufgabe betrachten und anderen Arbeiten lediglich nachgehen sollte, um Stoff und Erfahrungen zu sammeln.

Ich verstand sie sehr gut, brachte aber nie das Selbstvertrauen auf, ihren Rat zu befolgen. Zu meiner Rechtfertigung schreibe ich jetzt diesen autobiografischen Bericht wahrheitsgetreu bis ins letzte Detail. Und wenn es wirklich stimmt, dass die wesentliche Voraussetzung für die Veröffentlichung einer Geschichte ihre Wahrhaftigkeit ist, dann müsste diese gedruckt werden. Auf jeden Fall ist das, was ich erlebt habe, die Mühe des Aufzeichnens wert.

Nachdem Miss Brennan mich zurückgewiesen hatte, gab ich die Abendkurse auf und damit auch jede Absicht, weitere Kurzgeschichten zu schreiben. Meine Mutter, die sich daran gewöhnt hatte, mich immer zu Hause arbeiten zu sehen, war ganz fassungslos, als ich mich plötzlich um eine Stelle bewerben wollte, die im „Melbourne Age“ angezeigt war. Auf dem Weg zur Stadt ging ich bei dem Pfandleiher vorbei, der meine fast neue Leica hatte (ich bin ein leidlich guter Amateurfotograf, müssen Sie wissen) und löste mit meinem letzten Geld die Kamera aus. Dann betrat ich das Atelier MARKO in der Flinders Lane und fragte nach dem Inhaber.

Mr. Joseph Markowitz erwies sich als ein überschwänglicher Mensch mit dicker Hornbrille und einem Bauch, der seine Hose zu sprengen drohte. Er sprach mit starkem Akzent, und ich glaube, ich habe es seiner ausländischen Herkunft zu verdanken, dass er an meinem Namen nichts Außergewöhnliches fand. Er besichtigte meinen Apparat, knurrte etwas Zustimmendes und erklärte mir dann, er beschäftige Kameramänner (er sagte „Kameramänner“ und nicht „Fotografen“) nur auf Provisionsbasis.

„Es ist Ihr Verlust genauso wie meiner, wenn Sie schlechte Aufnahmen machen“, fuhr er fort. „Wie steht es mit ihrer Sehkraft, Mister Humph?“

Ich dachte, er wollte mich veralbern, und widersprach so energisch, wie ich es nur wagte, aber es stellte sich heraus, dass er meinen Namen einfach nicht richtig verstanden hatte. „Diese englischen Namen verwirren“, wie er sich ausdrückte.

„Wenn Sie hier anfangen, werden wir Sie Rick nennen. Ist Ihnen das recht?“

Da Rick als eine Abkürzung von Richard gelten kann, nahm ich das als gutes Omen.

„Mit meiner Brille sehe ich so gut wie jeder andere“, versicherte ich. „Ich habe immer scharfe Aufnahmen mit dieser Kamera gemacht.“

„Dann ist ja alles in Ordnung“, sagte Mr. Markowitz. „Sie haben genau die richtige Größe für die Collins Street.“ Wieder glaubte ich, er machte sich über mich lustig, doch wieder irrte ich mich, denn er meinte, die Polizei würde mich nicht so leicht entdecken, weil ich so klein sei.

„Die Polizei? Gibt es denn ein Gesetz, das Aufnahmen auf der Straße verbietet?“

„Keine Angst, keine Angst!“, erwiderte Mr. Markowitz mit dröhnender Stimme. „Sie machen die Aufnahmen und ich zahle die Strafen.“

Und so kam es, dass ich drei Stunden später, mit zehn Filmen ausgerüstet, meine Kamera auf alle möglichen Fußgänger richtete, hauptsächlich Frauen, die auf der Collins Street zwischen der Russell und der Exhibition Street an mir vorübergingen. Anfangs war das etwas schwierig - in dem täuschenden Schatten der Bäume richtig zu belichten, die Blende einzustellen, die Passanten gut ins Bild zu bekommen und rechtzeitig auf den Auslöser zu drücken. Oft genug war die fotografierte Person verschwunden, bevor ich ihr eine Geschäftskarte des Ateliers MARKO aushändigen konnte, aus der hervorging, wann und wo das Foto abzuholen war. Allmählich jedoch arbeitete ich mich ein, und nach ein oder zwei Tagen schaffte ich es bereits, zehn Filme in fünf Stunden zu belichten.

Dann, an einem sonnigen Freitag, als das Menschengewimmel in der Stadt ein besonders gutes Geschäft versprach, ging der Ärger los. Ein Polizist verwarnte mich, dann ein zweiter, und kurz vor vier kamen beide auf mich zu und schrieben mich auf wegen Verkehrsbehinderung. „Wenn wir Ihnen erlauben, hier Handzettel zu verteilen, kommen sofort die Kommos und verlangen das gleiche Recht“, erklärten sie mir.

„Aber ich bin kein Kommunist“, versicherte ich, doch das hielt sie nicht davon ab, mich nach meinem Namen zu fragen. Als ich ihn nannte, sahen sie mich mit verkniffenen Augen an.

„Das soll wohl ein Witz sein, was?“

„Ich heiße Humphrey Humphreys“, wiederholte ich und wies mich aus.

„Für einen solchen Namen sollte man Ihnen die Filme konfiszieren“, bemerkten sie, aber ich wusste, dass sie dazu nicht berechtigt waren. „Also verschwinden Sie, bevor wir Ihnen Beine machen.“

Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Kamera einzupacken und ins Atelier zurückzukehren.

Mr. Markowitz zuckte nur die Achseln, als ich ihm erzählte, was vorgefallen war. „Ich hab Ihnen doch gesagt, dass ich die Strafen bezahle.“

„Schön und gut“, antwortete ich, „aber mir werden sie angekreidet.“

„Warum sind Sie so zimperlich“, fragte er, „Verkehrsbehinderung ist doch kein größeres Verbrechen als falsches Parken!“

Aber es ist schon ein Unterschied, ob ein wohlhabender Geschäftsmann mit der Polizei zu tun hat oder ein mittelloser Straßenfotograf, besonders, wenn er womöglich den Kommunisten den Weg ebnet. Daher bat ich Mr. Markowitz, mich an einen Platz zu stellen, wo die Polizei mir nichts anhaben konnte.

„Alle meine Leute mussten in der Collins Street anfangen, bevor ich sie zum Zoo, zum Hafen oder zu Captain Cook's Cottage schickte, wo mein Geschäft eine Lizenz hat“, erklärte Mr. Markowitz. „Warum sollte ich bei Ihnen eine Ausnahme machen?“

Ich wollte ihm nicht sagen, dass mein Name der Stein des Anstoßes war, daher entgegnete ich nur, ich sei Auseinandersetzungen mit der Polizei einfach psychisch nicht gewachsen. Markowitz krümmte sich vor Lachen.

„Bei diesem Spielchen brauchen Sie ein dickes Fell“, grölte er, „eine Haut wie ein Elefant, Mister Humph.“

„Entweder Rick oder Mister Humphrey“, verlangte ich.

„Also gut, Rick. Wenn Sie eine bessere Idee haben - ich bin ganz Ohr.“

„Ich könnte Babys in Wohnungen fotografieren“, schlug ich vor, „ans Türklopfen bin ich gewöhnt.“

„Spielerei! Mit solchem Firlefanz ist kein Geschäft zu machen.“ Markowitz schob seinen massigen Rumpf über den Schreibtisch, um auf die zahlreichen Kunden zu weisen, die durch das Bürofenster zu sehen waren. „Wir müssen die Filme pfundweise verbraten, wenn was dabei herauspringen soll. Die paar Babys bringen nichts ein.“

„Mag sein“, entgegnete ich, „aber mit der Zeit könnte man sich Stammkunden schaffen.“

Markowitz zündete sich eine Zigarre an, brach das Streichholz durch und warf es dann weg. „Wollen Sie mir erzählen, wie ich mein Geschäft führen muss?“, fragte er. „Von Babyaufnahmen können Sie nicht leben,“

„Meine Mutter und ich würden noch weniger zu beißen haben, wenn die Polizei meine Filme konfisziert“, hielt ich ihm entgegen.

Zum ersten Mal seit unserer Zusammenarbeit betrachtete mich Markowitz mit einem Anflug von Respekt. Er schob mir einen Stuhl hin, aber da ich im Sitzen wie ein Zwerg wirkte, lehnte ich dankend ab.

„Ich stehe lieber, Mister Markowitz.“

„Wie Sie wollen.“ Er sah mich an, als versuchte er, sich über etwas klar zu werden. „Würde es Ihnen zusagen, Hochzeitspaare vor dem Standesamt zu fotografieren?“

„Gewiss. Vorausgesetzt, die Polizei lässt mich dort in Frieden.“

„Dafür werde ich schon sorgen“, versprach Markowitz. „Ich kenne jemanden, der einen Mann kennt, der im Stadtrat sitzt. Sie haben einen Job, wenn Sie sich einen neuen Anzug zulegen.“

„Wovon?“, fragte ich. „Mein letztes Geld ist dafür draufgegangen, die Kamera auszulösen. Bis jetzt sind die Auslagen noch nicht gedeckt.“

„Die Auslagen noch nicht gedeckt - ha!“, äffte Mr. Markowitz mich nach. „Sie reden wie ein Bankier, und dabei sind Sie pleite. Ich hatte schon ein fettes Bankkonto, bevor ich überhaupt ein Wort Englisch konnte.“

„Weil es immer Leute wie mich gibt, die für Sie arbeiten“, bemerkte ich, aber ich war mir meiner Ohnmacht bewusst.

„Ach, Mister Humphrey Humphreys“, sagte er (und diesmal bestand für mich kein Zweifel, dass er sich über mich lustig machte), „wir werden beide pleitegehen, wenn Sie der Welt nicht die Zähne zeigen.“

Bevor ich eine passende Antwort gefunden hatte, war er aufgesprungen, hatte seinen Bürosafe aufgeschlossen und etwas Geld herausgenommen, das er mir in die Hand drückte.

„Für den Anzug - als Vorschuss“, erklärte er. „Ich würde Ihnen keinen Dienst erweisen, wenn ich Ihnen das Geld schenkte. Sie würden glauben, die Welt sei Ihnen den Lebensunterhalt schuldig, bloß weil Sie einen komischen Namen haben.“

Ich bitte den Leser um Entschuldigung, wenn ich abzuschweifen scheine, aber ich glaube, meine derzeitigen Lebensverhältnisse sind nicht ganz unwichtig - auch nicht meine Anfänge als Hochzeitsfotograf.

Der neue Anzug, bei dessen Kauf meine Mutter mir half, hob mein Selbstvertrauen beträchtlich. Es ist ein dunkelblauer, einreihiger Anzug mit Nadelstreifen, in dem ich größer aussehe, als ich bin. (Wenn ich hier gestehe, dass ich mir die Absätze höher machen lasse, als es üblich ist, werden Sie begreifen, wie empfindlich ich wegen meiner Größe bin.) Wie jedermann weiß, verführt ein neuer Anzug zum Kauf neuer Hemden, Schlipse und Socken - und als ich drei Tage später meine Arbeit vor dem Standesamt aufnahm, war von Mr. Markowitzens Vorschuss nicht ein Penny mehr übrig.

Obwohl das Gebäude im Herzen der Stadt Melbourne liegt, obendrein nicht weit von der Collins Street, hat mich die Polizei bisher überhaupt nicht belästigt. Vielleicht hat Mr. Markowitz wirklich einen Beamten bestochen, oder die Polizei hat begriffen, wie töricht die Annahme ist, die Kommunisten könnten durch mein Beispiel angeregt werden, ihre Handzettel an Hochzeitsgesellschaften zu verteilen.

Normalerweise werden montags, dienstags, donnerstags und freitags je zwei und sonnabends etwa vier Trauungen im Standesamt vollzogen - das beschäftigt mich die ganze Woche. Mr. Markowitz teilt mir die genauen Zeiten mit, sodass ich mir nur meine Tage entsprechend einzuteilen brauche.

Anfangs ging ich ziemlich zaghaft an die Sache heran. Ich trat den Hochzeitsgesellschaften entgegen und bat den Bräutigam um seine Zustimmung für ein paar Aufnahmen. Oft erhielt ich sie, aber oft genug auch nicht, wenn Braut und Bräutigam zu aufgereggt oder verlegen waren. Dann hatte ich mich umsonst auf den Weg gemacht und eine Menge Zeit verloren.

„Sie fragen zu viel“, sagte mir Mr. Markowitz schließlich. „Wenn Sie einem Kunden die Wahl lassen, verringern Sie Ihre Erfolgchance um fünfzig Prozent - das merken Sie sich mal!“

Seitdem wende ich die Überraschungstaktik an, die sich als viel erfolgreicher erwiesen hat. Mit der schussbereiten Kamera trete ich vor das soeben getraute Paar, wenn es das Gebäude verlässt. Die beiden sind dann meist in gelöster Stimmung und bereit, mir für ein paar Aufnahmen zu stehen: eine, auf der Mann und Frau gerade durch die Tür des Standesamtes kommen, eine Nahaufnahme, wie sie einander ansehen, eine Familienaufnahme und eine, wie der Mann seiner Frau in das wartende Taxi hilft - das gibt mindestens fünf Bilder, wenn ich Glück habe, sogar ein Dutzend, mit einem Schnappschuss von einer Konfetti werfenden Gruppe dazwischen und je einem Foto von Vater mit Tochter und Mutter mit Sohn.

Bald hatte ich das Geschäft zu einer feinen Kunst entwickelt, wie man so sagt - das Licht im Schatten des Eingangsportals ist ziemlich konstant, und da ich mich nicht viel um die Belichtungszeiten zu kümmern brauche, bemühte ich mich um scharfe, gut komponierte Bilder. Die Probeabzüge gefielen, mein Umsatz stieg beachtlich, und da auch Mr. Markowitz zusehends zufriedener mit meiner Arbeit war, bekam ich mit der Zeit das Gefühl, eine Stellung fürs Leben gefunden zu haben. Allmählich wurde ich nicht nur im Atelier MARKO, sondern auch vor dem Standesamt zu einer ständigen Einrichtung. Wie die Tauben auf dem Dach. Ach, diese Tauben! In den ersten Tagen erwiesen sie sich als eine Gefahr für meinen Anzug, bis ich mich der Hauswand fernhielt.

Es heißt, Taubendreck bringe Glück. Vielleicht erklärt das meinen anfänglichen Erfolg: ich verdiente nicht nur ein gutes Stück Geld, sondern wurde gelegentlich sogar - nachdem ich meine Aufnahmen gemacht hatte - zur Hochzeitsfeier eingeladen. Auf diese Weise lernte ich Leute kennen, denen ich sonst nie begegnet wäre: Tommy Jones, den berühmten Boxer, zum Beispiel, Sam Lewis, den Rennstallbesitzer, Sheila Brendon, den Opernstar, und Luke Devanny, den bekannten Kurzgeschichtenautor, den ich sehr bewundere. Ohne mich zu erkennen zu geben, fragte ich ihn, ob er je von Richard Hamilton gehört hätte. Und er runzelte die Stirn, überlegte einen Augenblick und sagte dann, ja, er glaube diesen Namen irgendwo gelesen zu haben.

Diese Worte waren meine größte Freude, seit ich Fotograf geworden war, obwohl Luke Devannys Bemerkung natürlich nicht so ermutigend war, dass ich daraufhin wieder angefangen hätte zu schreiben. Dazu bedurfte es eines anderen Anstoßes.

Um zehn Uhr morgens an einem Dienstag im Januar hatte ich vor dem Stadtbezirksgericht zu erscheinen, um mich wegen Verkehrsbehinderung zu verantworten. Man hatte diese Sache nicht fallen gelassen, obwohl sie schon lange zurücklag. Heute wünschte ich, ich hätte Mr. Markowitzs Rat befolgt und wäre nicht hingegangen. Dann wäre ich in Abwesenheit angeklagt und verurteilt worden.

Ich musste eine sehr unangenehme Erfahrung machen. Bevor ich aufgerufen wurde (noch heute höre ich die Stimme des Gerichtsdieners durch den Korridor hallen: „Mister Humphreeey Hum - phreeeys!“), hatten bereits sieben andere Personen wegen des gleichen Vergehens wie ich vor dem Richter gestanden: Verkehrsbehinderung. Ich war einigermaßen entsetzt über die schweren Strafen, die ihnen auferlegt wurden, bis ich begriff, dass diese sieben zusammengehörten und vermutlich Kommunisten waren, die Flugblätter gegen die

Atomrüstung verteilt hatten. Und ich befürchtete das Schlimmste für mich, obwohl ich wusste, dass Mr. Markowitz die Strafe zahlen würde. „Bekennen Sie sich schuldig, am siebenten November neunzehnhundertvierundfünfzig zwischen dreizehn und sechzehn Uhr Fußgänger in der Collins Street behindert zu haben?“, fragte mich der Richter, und ich antwortete: „Ja, Euer Ehren“, obwohl ich mich vollkommen unschuldig fühlte.

„Es ist also wahr, dass Sie in der fraglichen Zeit eine Anzahl Flugblätter verteilt haben?“

„Nein, Euer Ehren“, erwiderte ich, „es sei denn, die Bezeichnung Flugblätter bezieht sich auch auf einfache Geschäftskarten.“

Der Richter blickte mich erstaunt an und wollte wissen, was ich unter Geschäftskarten verstünde. Ich gab ihm eine der Karten des Ateliers MARKO als Beweisstück und wurde daraufhin zu zehn Shilling Strafe verurteilt, zuzüglich zehn Shilling Gerichtskosten - also bloß ein australisches Pfund, zahlbar innerhalb eines Monats.

Ehrlich gesagt, ich kann verstehen, dass dieses Urteil einen Proteststurm im Zuschauerraum auslöste, denn meine Strafe war nur ein Bruchteil dessen, was diese Politischen zu zahlen hatten. Darüber hinaus hatte man mir einen Monat Zeit gewährt, den anderen hingegen nicht, was bedeutete, dass einige von ihnen die Strafe im Gefängnis absitzen mussten. Es war alles sehr verwirrend, kann ich Ihnen versichern - die Zuschauer auf der Galerie lärmten, der Richter hämmerte wütend auf sein Pult, mindestens ein halbes Dutzend Männer wurden gewaltsam aus dem Gerichtssaal entfernt. Ich verschwand so schnell wie möglich, blickte weder nach rechts noch nach links, aber noch heute spüre ich die Feindseligkeit, die mich plötzlich im Gerichtssaal umgab. Wenn Sie glauben, Straßenfotografen hätten es in Melbourne schwer, dann sollten Sie erst mal erleben, wie das Gesetz bei uns mit politischen Geistern verfährt. Meine Lebensregel, der Politik aus dem Wege zu gehen, bestätigte sich einmal mehr!

Nach der Aufregung langte ich ziemlich verstört vor dem Standesamt an. Es war gerade Viertel nach zwölf, und jeden Augenblick musste eine Hochzeitsgesellschaft herauskommen. Gewöhnlich warten Verwandte und Freunde mit Konfettischachteln vor dem Gebäude. Aber diesmal war niemand zu sehen, sodass ich schon befürchtete, die Trauung verpasst zu haben. Um mich zu vergewissern, stieg ich die Stufen hinauf, warf einen Blick durch die Tür und sah zu meiner Erleichterung, dass ein Mann und eine Frau, offensichtlich die Neuvermählten, den dunklen Korridor entlangkamen. Sie trug einen Blumenstrauß in der Hand, und er hatte eine Knospe im Knopfloch - soviel konnte ich gerade erkennen. Ich lief also schnell zurück auf die Straße, stellte meine Kamera ein, hob sie ans Auge und nahm die Tür aufs Korn.

„Augenblick bitte!“, rief ich, als das Paar über die Schwelle trat, aber schon als ich auf den Knopf drückte, wusste ich, dass das Bild verwackelt war - meine Hand hatte gezittert. Die Braut war Miss Jenny Brennan, und der Bräutigam - einer der Polizisten, die mich vor zwei Monaten in der Collins Street verwarnt hatten.

„Hallo, wenn das nicht Mister Humphrey Humphreys ist!“, rief er.

In dem Glauben, meine Bestürzung sei lediglich auf unsere damalige Begegnung

zurückzuführen, versicherte er mir sofort, dass mein Fotografieren diesmal keine Strafanzeige nach sich ziehen würde. „Knipsen Sie nur!“, sagte er aufgeräumt.

Ich beachtete ihn gar nicht. Wortlos blickte ich Jenny an, unfähig, meine Verwirrung zu verbergen. Sie sah um Jahre älter aus, als ich sie in Erinnerung hatte, und ich entdeckte an ihr keine Spur von dem nachdenklichen Ernst, den ich damals so anziehend fand - im Gegenteil, sie kam mir sehr gewöhnlich vor, trotz festlicher Kleidung und Schminke.

„Humphrey“, sagte sie, nachdem sie sich von ihrer Überraschung erholt hatte, „so also verdienen Sie sich jetzt Ihr Geld?“

Ich dachte an die Zeit, da sie ziemlich hochtrabend über Berufung und ähnliche Dinge mit mir gesprochen hatte, ihre sehr prosaische Verbindung mit einem gewöhnlichen Schutzmann, eine Trauung ohne Freunde oder Verwandte, war mit so erhabenen Gedanken schwer in Einklang zu bringen. Wäre ich nicht so verwirrt gewesen, hätte ich ihr bestimmt entgegnet, dass diese geringschätzigste Frage ihr wohl kaum zukomme. So aber bestätigte ich lediglich, dass ich jetzt Hochzeitsfotograf sei.

„Na los, ihr Kasten wird schon nicht kaputtgehen, wenn Sie uns knipsen!“, rief der Polizist und ergriff Jennys Arm. Nach seinem geröteten Gesicht zu urteilen, hatte er bereits getrunken.

„Ich mache nur Aufnahmen nach vorhergehendem Auftrag“, gelang es mir mit einiger Würde zu antworten. „Ich habe Ihre Trauung bloß mit einer anderen verwechselt.“

„Na schön, dann gebe ich Ihnen hiermit den Auftrag“, erklärte der Polizist und warf sich in die Brust, während Jenny mir ermutigend zulächelte. „Sie können sich einen Zwanziger verdienen.“

„Zu einem solchen bin ich gerade vom Stadtbezirksgericht verurteilt worden“, teilte ich ihm mit.

„Pech gehabt, Mister Humphreys“, entgegnete Jennys Mann ungerührt, „Sie wissen ja, das Gesetz kennt weder Furcht noch Gnade.“

Bis heute kann ich mir nicht verzeihen, dass ich sie schließlich doch fotografierte - sechs Momentaufnahmen, die Jenny später im Atelier MARKO vergrößern ließ. Die Provision, die ich dafür bekam, entschädigte mich nicht für die Genugtuung, die eine Ablehnung dieses Auftrages mir verschafft hätte. Während ich das Paar fotografierte, befürchtete ich die ganze Zeit, Jenny könnte verraten, dass sie mir einmal einen Korb gegeben hatte. Aber sie verschwieg es, wie sich herausstellte; sie erzählte ihrem Mann lediglich, dass ich früher ihr Schüler war.

„Nun, es war nett. Sie unter angenehmeren Umständen wiederzusehen“, sagte der Polizist beim Abschied und schüttelte mir die Hand.

„Schreiben Sie noch Geschichten, Humphrey?“, fragte Jenny flüsternd.

„Nein.“

„Das ist schade“, sagte sie, „bei Ihrer Arbeit stoßen Sie doch gewiss, wie heute, auf manche außergewöhnliche Situation.“

Da ich nicht gesonnen war, mich dazu zu äußern, ließ ich die beiden ohne ein weiteres Wort weggehen - den stämmigen Polizisten und seine neue Anschaffung; eine Frau. Ich beschäftigte mich mit meiner Kamera und dachte nur: Hoffentlich sind die Aufnahmen scharf geworden und zeigen euch so, wie ihr seid, ohne Schmeichelei.

Nun sind drei Wochen seit jenem ereignisreichen Dienstag vergangen, und mir bleibt nur noch ein Tag meines einwöchigen Urlaubs vom Atelier MARKO, um diese Geschichte zu Ende zu schreiben. Am Sonnabend muss ich wieder vor dem Standesamt sein: fünf Trauungen sind angesetzt, zwei am Vormittag und drei am Nachmittag. Sie irren, wenn Sie glauben, die Begegnung mit Miss Brennan - ich nenne Jenny weiterhin bei ihrem Mädchennamen, denn ich habe nie erfahren, wie der Polizist heißt - hätte mich veranlasst, wieder zur Feder zu greifen. Nein, es ist die Erschaffung des Richard Hamilton, die mir den Mut dazu gab. Das wundert Sie gewiss. Aber ich will Ihnen der Reihe nach erzählen, wie es dazu kam.

Als Jenny und ihr Konstabler weg waren, lieferte ich den belichteten Film im Atelier ab und fuhr dann nach Hause, da ich an diesem Tage nichts mehr zu tun hatte. In der Straßenbahn zerbrach ich mir den Kopf, wie dieser Polizist wohl die Englischlehrerin kennengelernt haben mochte - er war doch wirklich kein schöngestiger Typ, im Gegenteil, ich hielt ihn für einen äußerst ungehobelten Kerl. Das brachte mich zum Nachdenken über die unergründlichen Wege der Frauen und über den Reiz, den rein physische Kraft auszuüben vermag. Denn etwas anderes als Kraft und Gesundheit war an ihm nicht zu entdecken. Ich nahm mir vor, mit meiner Mutter darüber zu sprechen, doch als ich nach Hause kam, wartete dort ein Geistlicher auf mich. Er stellte seine Tasse Tee ab, erhob sich und nannte seinen Namen - Reverend Lionel Harvey. Sekretär des Friedensrates des Staates Victoria. Er war ein kleiner Mann mit Brille, nicht größer als ich, aber er hatte eine überraschend volltönende Stimme.

„Mister Humphreys“, fuhr er fort, „Ihre Frau Mutter hat mir freundlicherweise gestattet, hier auf Sie zu warten. Ich bin mit einem besonderen Anliegen zu Ihnen gekommen, und wenn Sie mich angehört haben, werden Sie sicher nicht nein sagen.“

Als wir uns gegenüber saßen, erklärte mir der Reverend, er sei am Vormittag bei der Verhandlung vor dem Stadtbezirksgericht gewesen und habe sich dort meinen Namen und meine Adresse geben lassen. Dann brachte er sein Anliegen vor: Wäre ich wohl bereit, vor aller Öffentlichkeit zu erklären, dass ich zu nur einem australischen Pfund für ein Vergehen verurteilt worden sei, für das Mitglieder des Friedensrates die zehnfache Summe zu zahlen hatten?

„Ich bitte Sie, mich am Sonntag zum Yarra-Ufer zu begleiten, wo ich darüber sprechen werde.“

Nun, jeder, der weiß, dass das Yarra-Ufer in Melbourne ein viel besuchtes Forum ist, wo Vertreter religiöser Organisationen und politischer Parteien ungehindert Reden halten dürfen, wird meine Bestürzung begreifen.

„Das werde ich auf gar keinen Fall tun, Reverend Harvey“, entgegnete ich, aber er war hartnäckig. Wäre ich denn nicht auch der Meinung, dass die heute Vormittag ausgesprochenen Strafen entschieden zu hart gewesen seien, dass der Richter voreingenommen gewesen und dass es auf jeden Fall ausgesprochen unchristlich sei, von einem Vergehen zu reden, wo jeder der Verurteilten doch nichts anderes getan habe als seine menschliche Pflicht?

„Ich war in Hiroshima, Mister Humphreys. Und ich kann nicht stillschweigend zur Kenntnis nehmen, dass Menschen, die gegen die Atomwaffen auftreten, so hart bestraft werden.“

Je mehr Einwände ich vorbrachte, desto leidenschaftlicher redete er auf mich ein, bis ich schließlich nachgab - mehr um ihn loszuwerden als aus irgendwelchen anderen Gründen.

„Also gut, ich gehe mit Ihnen, wenn Sie mich nicht unter meinem wirklichen Namen vorstellen, sondern unter dem Namen Richard Hamilton.“

Daraufhin zögerte er einen Augenblick mit der Antwort, seufzte, wandte sich ab und blickte mich dann wieder an. „Welche Auswirkungen befürchten Sie, wenn Ihr wirklicher Name genannt wird?“

„Gar keine“, erklärte ich, „ich möchte einfach nicht als Humphrey Humphreys vor die Öffentlichkeit treten, sondern als Richard Hamilton - unter diesem Namen habe ich ein paar Kurzgeschichten veröffentlicht.“

„Ich verstehe“, sagte er. „Nun gut, wenn das Ihr Wunsch ist! Jedenfalls danke ich Ihnen, Mister Humphreys.“

Und so kam es, dass ich am folgenden Sonntag in dem blauen Anzug, für den Mr. Markowitz mir das Geld vorgestreckt hatte, am Yarra-Ufer auf der Rednertribüne neben Reverend Harvey Platz nahm, der mich der wartenden Menschenmenge als Richard Hamilton vorstellte. Seine volle Stimme, durch ein Mikrofon verstärkt, hallte über den weiten Platz. Einen Augenblick lang glaubte ich Jennys Mann zu sehen - ein stämmiger Polizist stand im Schatten eines Baumes. Mein Herz begann schneller zu schlagen, aber die Würfel waren gefallen - zu spät, mich in die Anonymität zurückzuziehen. Also ergriff ich das Mikrofon und bestätigte, was Reverend Harvey eben gesagt hatte.

„Meine Damen und Herren“, begann ich, und die Lautsprecher warfen meine Stimme zu mir zurück, „es trifft vollkommen zu, dass ich am vergangenen Dienstag vormittags vor dem Stadtbezirksgericht erscheinen musste und wegen Behinderung von Fußgängern in der Stadt und Verteilung von Geschäftskarten, die man gegebenenfalls auch als Flugblätter bezeichnen kann, mit einer Strafe von nur zwanzig Shilling belegt wurde. Das ist alles, was ich zu sagen habe. Ich danke Ihnen.“

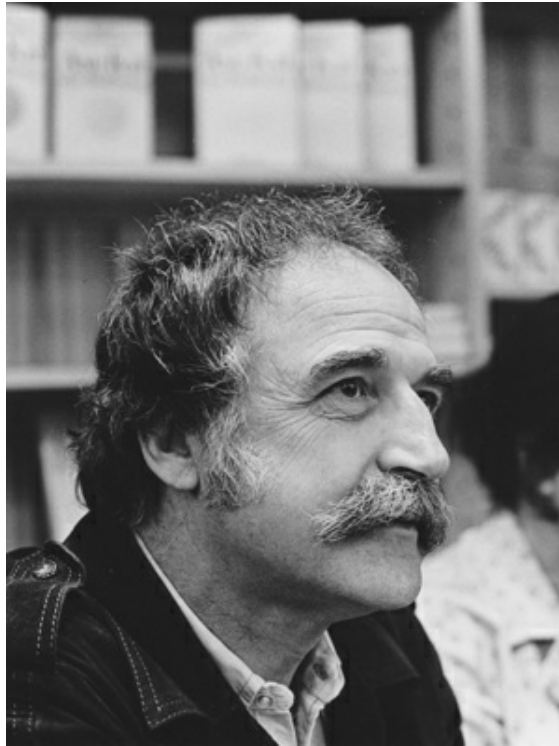
Wirklich, ich konnte keine Spur von Geringschätzung auf den vielen mir zugewandten Gesichtern entdecken, niemand schien über die Art, die Kürze oder den Ausdruck meiner Rede oder über meine Person belustigt zu sein. Trotzdem glaube ich immer noch (und bisher bin ich durch nichts eines Besseren belehrt worden), dass die Sache anders verlaufen wäre, wenn man mich als Humphrey Humphreys vorgestellt hätte.

Deshalb meine ich, Richard Hamilton sollte fortan der Name sein, mit dem ich der Welt

entgegentrete!

*** Ende der Demo-Version, siehe auch
<http://www.ddrautoren.de/Kaufmann/Hamilton/hamilton.htm> ***

Walter Kaufmann



Walter Kaufmann (eigentlich Jizchak Schmeidler) wurde 1924 in Berlin als Sohn einer jüdischen Verkäuferin geboren und 1926 von einem jüdischen Anwaltsehepaar adoptiert. Er wuchs in Duisburg auf und besuchte dort das Gymnasium. Seine Adoptiveltern wurden nach der Reichskristallnacht verhaftet, kamen ins KZ Theresienstadt und wurden im KZ Auschwitz ermordet. Ihm gelang 1939 mit einem Kindertransport die Flucht über die Niederlande nach Großbritannien.

Dort wurde er interniert und 1940 mit dem Schiff nach Australien gebracht. Anfangs arbeitete er als Landarbeiter und Obstpflücker und diente als Freiwilliger vier Jahre in der Australischen Armee.

Nach 1945 verdiente er seinen Lebensunterhalt als Straßenfotograf, auf einer Werft, im Schlachthof und als Seemann der Handelsmarine. 1949 begann er seinen ersten Roman, der 1953 in Melbourne erschien.

1957 übersiedelte er in die DDR, behielt jedoch die australische Staatsbürgerschaft. Seit Ende der 1950er Jahre ist Walter Kaufmann freischaffender Schriftsteller. Ab 1955 gehörte er dem Deutschen Schriftstellerverband und ab 1975 der PEN-Zentrum der DDR, dessen Generalsekretär er von 1985 bis 1993 war. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland.

Walter Kaufmann war außerdem in mehreren DEFA-Filmen als Darsteller tätig, teilweise unter dem Pseudonym John Mercator.

Auszeichnungen

1959: Mary Gilmore Award

1961, 1964: Theodor-Fontane-Preis des Bezirkes Potsdam

1967: Heinrich-Mann-Preis

1993: Literaturpreis Ruhrgebiet

Bibliografie

Werke in englischer Sprache

Voices in the storm. Australian Book Society, Melbourne 1953.

The curse of Maralinga and other stories. Seven Seas Publishers, Berlin 1959.

American encounter. Seven Seas Publishers, Berlin 1966.

Beyond the green world of childhood. Seven Seas Publishers, Berlin 1972.

Werke in deutscher Sprache

Wohin der Mensch gehört. Verlag Neues Leben, Berlin 1957.

Der Fluch von Maralinga. Aus dem Englischen übersetzt von Johannes Schellenberger. Verlag Neues Leben, Berlin 1958.

Ruf der Inseln. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette und Elga Abramowitz. Verlag Volk und Welt, Berlin 1960.

Feuer am Suvastrand. Aus dem Englischen übersetzt von Hannelore Sanguinette, Bernd Hanisch und Elga Abramowitz. Aufbau-Verlag, Berlin 1961.

Kreuzwege. Verlag Neues Leben, Berlin 1961.

Die Erschaffung des Richard Hamilton. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1964.

Begegnung mit Amerika heute. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1965.

Unter australischer Sonne. Deutscher Militärverlag, Berlin 1965.

Hoffnung unter Glas. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1966.

Stefan – Mosaik einer Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Edition Holz im Kinderbuchverlag, Berlin 1966.

Unter dem wechselnden Mond. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1968.

Gerücht vom Ende der Welt. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Vietinghoff. VEB Hinstorff Verlag, Rostock 1969.

Unterwegs zu Angela. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag der Nation, Berlin 1973.

Das verschwundene Hotel. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Verlag Junge Welt, Berlin 1973.

Am Kai der Hoffnung. Aus dem Englischen übersetzt von Elga Abramowitz u. a. Verlag der Nation, Berlin 1974.

Entführung in Manhattan. Aus dem Englischen übersetzt von Olga Fetter und Erich Fetter. Kinderbuchverlag, Berlin 1975.

Patrick. Verlag Junge Welt, Berlin 1977.

Stimmen im Sturm. Aus dem Englischen übersetzt. Verlag der Nation, Berlin 1977.

Wir lachen, weil wir weinen. F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1977.

Irische Reise. Kinderbuchverlag, Berlin 1979.

Drei Reisen ins gelobte Land. Brockhaus, Leipzig 1980.

Kauf mir doch ein Krokodil. Edition Holz, Berlin 1982.

Flucht. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1984.

Jenseits der Kindheit. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik. Kinderbuchverlag, Berlin 1985.

Manhattan-Sinfonie. Aus dem Englischen übersetzt von Helga Zimnik und Wilhelm Vietinghoff. Militärverlag der DDR, Berlin 1987.

Tod in Fremantle. Mitteldeutscher Verlag, Halle/Leipzig 1987.

Die Zeit berühren. Berlin 1992.

Ein jegliches hat seine Zeit. Berlin 1994.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo. Dietz Verlag, Berlin 1997.

Über eine Liebe in Deutschland. Dietz Verlag, Berlin 1998.

Gelebtes Leben. Dietz Verlag, Berlin 2000.

Amerika. BS Verlag, Rostock 2003.

Die Welt des Markus Epstein. ddp goldenbogen, Dresden 2004.

Im Fluss der Zeit. Ditrich Verlag, Berlin 2010.

E-Books von Walter Kaufmann

Stefan – Jenseits der Kindheit

Die mosaikartig zu einem Ganzen zusammengefügt achtundzwanzig kleinen Erzählungen dieses Buches sind im wahrsten Sinne des Wortes brillant geschrieben. Sie handeln von Erlebnissen aus Kindheit und Jugend des bekannten Autors. Alles, das Freudige und das Bittere, von dem hier erzählt wird, sieht der Leser mit Stefans Augen, den Augen eines Kindes, und hört er mit Stefans Ohren, den Ohren eines Kindes. In schlichter Weise erzählt Walter Kaufmann über jene Zeit wie über ganz gewöhnliche und sich in den Alltag einfügende Begebenheiten, wie über gar nichts Außergewöhnliches. Im Mittelpunkt der Handlungen steht Stefan, der Sohn eines jüdischen Rechtsanwaltes. Von Geschichte zu Geschichte wird Stefan älter, aber auch reifer. Viel Schmerzliches liegt schon hinter ihm, als er mit fünfzehn Jahren Deutschland verlässt und nach England in die Fremde fährt. Nur die Mutter hatte Stefan zur Bahn bringen können; der Vater befand sich schon in Dachau. Selbst in England war die Sicherheit trügerisch - interniert, deportiert, endet seine Kindheit inmitten der australischen Wüste.

Wohin der Mensch gehört

Über die sorgenfreie Kinderzeit, die Stefan, Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, in seinem Elternhaus verbringt, fallen unheilvolle Schatten. Die grausame Kristallnacht wird dem Jungen zum bestimmenden Erlebnis. Der Sechszehnjährige flieht aus Deutschland, und die bitteren Jahre des Exils bedeuten für ihn Jahre der Bewährung. Wie der „Staatenlose“ in Holland umherirrt, wie er zweifelt und fehlt, wie er voller Erwartung von England nach Australien gelangt und welche Fülle von Erlebnissen und Begebenheiten der neue Kontinent für ihn birgt, davon erzählt dieser Roman. Viele Menschen treten in Stefans Leben: Da ist Albert, der Freund aus Deutschland, der dem verzweifelten Emigranten beratend zur Seite steht, da sind Bill und Jack, australische Arbeiter, die ihm weiterhelfen, da ist vor allem Ruth, die Stefan in aufrichtiger Liebe auf seinem schicksalhaften Wege folgt.

Der Fluch von Maralinga

Siebzehn Jahre hat Walter Kaufmann in der englischen Welt zugebracht, vorwiegend in Australien, wo er sich sein Brot als Arbeiter im Hafen und im Schlachthaus, als Obstpflücker und als Straßenfotograf verdiente. Während des Krieges gehörte er der australischen Armee an, und nach dem Kriege fuhr er als Heizer zur See. Die Länder und die Leute, die er beschreibt, kennt er aus eigener Anschauung; das gibt seinen Erzählungen Farbe und Lebendigkeit - ob es sich um das Schicksal australischer Eingeborener im „Fluch von Maralinga“ handelt, um die Liebe des Matrosen Keith zu Caroline im „Ruf der Inseln“ oder um Maria, ein „Mädchen von Neapel“, das, fast noch ein Kind, sich Fremden anbietet. Immer wieder gelingt es Walter Kaufmann, durch das Gestalten einer besonderen Begebenheit das Große und Umfassende des Lebens erkennen zu lassen; seine vielfältigen Erzählungen sind wie Fenster, durch die ein weites Panorama sichtbar wird.

Kreuzwege

Gestern noch war Ron Prentice Farmgehilfe in dem australischen Städtchen Haybrook - doch nach dem nächtlichen Zwischenfall kam es zum Bruch zwischen ihm und Ed Cox, dem stiernackigen Boss. Ron benutzt diese Gelegenheit, um der Enge des Elternhauses zu entfliehen und seinem Traum vom ungebundenen Seemannsleben näher zu kommen. Doch zunächst packt ihn die Wirklichkeit in einer Melbournner Großgarage hart an, ehe er gute Kameraden findet, Seeleute, die ihn als Kohlentrimmer auf einem Küstensteamer unterbringen. Das sind Kerle, die zusammenhalten, wie er es in seinem jungen Leben noch nicht kennengelernt hat. In der erregenden Atmosphäre der Großstadt trifft er Katharine Miles, die verwöhnte Tochter eines Architekten, die eine leidenschaftliche Zuneigung zu dem unverbrauchten, willensstarken, Seemann fasst. Katharine weiß, dass sie ihre Vergangenheit überwinden muss, wenn sie Rons Liebe erringen will. Wie stark ist aber diese Vergangenheit, die in der Gestalt des Dr. Jan Borowski in der Gegenwart ihrer Leidenschaft lebt?

Die Erschaffung des Richard Hamilton

Australien, Kuba, Süd- und Nordamerika, die bevorzugten Schauplätze von Walter Kaufmanns Storys, gelten als literarische Heimat des Exotismus, als Reservate der Abenteuerbücher und „Western“. Und der Leser von Kaufmanns Geschichten wird, was die Originalität der Erfindung, die Fülle an „unerhörten Begebenheiten“ und den buntfarbenen Hintergrund anbelangt, auch durchaus nicht enttäuscht. Aber dem Autor geht es nicht in erster Linie um ein fremdartiges Kolorit und um außergewöhnliche Ereignisse. Er schildert vielmehr das Abenteuerliche im Leben seiner Figuren als Bewahrungspunkt ihrer gesellschaftlichen Existenz, und er vermag noch in den sozialen Randgestalten die charakteristischen Probleme eines Landes sichtbar zu machen, weil er deren Dasein aus eigener Anschauung und aus eigenem Erleben kennt. Denn auch eine überdurchschnittliche Fantasie allein würde schwerlich ausreichen, um einen Schriftsteller in so viele Häute schlüpfen zu lassen. Sowenig nämlich die Ich-Erzähler dieser Storys mit Walter Kaufmann identisch sind, sowenig sind sie andererseits nur Produkt seiner Einbildungskraft.

Unter dem wechselnden Mond

In diesem Band sind achtzehn der besten Shortstories Walter Kaufmanns vereint, Geschichten aus dem buntfarbenen Milieu südlicher Inseln und Kontinente, Geschichten um See- und Schauerleute, Globetrotter und Outcasts. Diese Stories führen den Leser auf die Schauplätze einer weiten Welt, strahlend im Glanz kalter Lichter und voll unverhoffter Abenteuer. Das Abenteuerliche aber wird nicht um seiner selbst willen dargestellt, denn in außergewöhnlichen Situationen haben sich Charaktere zu bewähren. Und der Autor vermag noch in den Menschen am Rande der Gesellschaft Lebensfragen unserer Epoche deutlich zu machen.

Unterwegs zu Angela

Seit Angela Davis 1972 durch eine machtvolle internationale Solidaritätsbewegung vor lebenslanger Haft oder der Todesstrafe bewahrt werden konnte, verbinden sich in ihrer Person die politischen Linien zwischen den progressiven Basisbewegungen der 1960/70er Jahre und jenen der Ära des George W. Bush. Walter Kaufmann nimmt uns mit seiner 1973 verfassten Reportage mit auf eine Reise, die uns nicht nur Angela Davis als Person nahebringt, sondern durch die zeitgeschichtlichen Impressionen auch hilft, die Ereignisse um Angela Davis' politischen Prozess in ihrem historischen Kontext zu begreifen.

Am Kai der Hoffnung

Was uns an Walter Kaufmanns Geschichten so fesselt, ist nicht allein die ungewohnte Exotik der Südsee oder das, was wir oberflächlich oft als Seemannsromantik empfinden. Wer genauer hinsieht, erkennt: Das sind richtige Shortstories, nicht geschrieben um der Reize eines bunten Ansichtskartenmilieus willen. Die Exotik dieser Stories ist zwar farbig und in ihrer Farbigkeit zuweilen sogar krass, aber sie ist auch hart, bitter und ernst. Der Globetrotter Kaufmann erzählt hier von der einfachen, zärtlichen, guten und enttäuschten Liebe der Billys, Jacks und Johns, ihrem Leben als Seeleute, Docker und Farmer. Immer sind es Berichte von echten, sozial fest umrissenen Schicksalen, gelebt von Menschen, die sich ihrer Haut zu wehren haben gegen eine nicht immer gerade friedliche Natur und eine unbarmherzige gesellschaftliche Umwelt.

Entführung in Manhattan - Das verschwundene Hotel

Alles ging blitzschnell. Leon konnte sich nicht mehr losreißen. Ehe er überhaupt wusste, was los war, spürte er schon die Spitze des Messers zwischen den Schulterblättern. Zwei Jungen umklammerten ihn mit hartem Griff und schleppten ihn in einen dunklen, kalten Keller, ihr Versteck. So wird der elfjährige Leon von Jugendlichen entführt, und die Bande verlangt von seiner Mutter, einer Reinemachefrau, tausend Dollar Lösegeld. Nüchtern, sachlich, spannend erzählt Walter Kaufmann vom Leben der Menschen in der unerbittlichen, gierigen Großstadt New York.

Patrick

Ein Buch über Patrick, einen armen irischen Jungen in Belfast.

Kauf mir doch ein Krokodil

Walter Kaufmann geht dem Schicksal seiner Mutter nach, dem seiner Lehrer und Freunde aus der Kindheit. Als fünfzehnjähriger jüdischer Junge gelang es ihm, aus dem faschistischen Deutschland zu entkommen, während seine Adoptiveltern den Weg nach

Auschwitz gehen mussten. Als Erwachsener nach Berlin zurückgekehrt, stößt er auf Spuren seiner Vergangenheit. Nicht alle Geschichten des Buches folgen diesem Thema: Andere berichten von Erlebnissen auf Reisen, die der Autor als Seemann auf Frachtschiffen der DDR unternahm oder ihn als Berichterstatter nach London und New York führten.

Im Schloss zu Mecklenburg und anderswo

Die Wege des Erzählers führen um die Welt - von fernen australischen Küsten zu südamerikanischen und in die Karibik, von den großen Metropolen Tokio, New York, London und Berlin ins mecklenburgische Land. Und durch die Zeiten der fünfziger Jahre bis in die neunziger der deutschen Wende. Es sind Begebenheiten zur See und zu Lande, Erinnerungen an Menschenschicksale, so vielfältig und eigenartig wie die Schauplätze, die Walter Kaufmann zu meisterlicher Kurzprosa angeregt haben.

Gelebtes Leben

Wohin immer es Walter Kaufmann vor oder während der Arbeit an diesem Buch verschlagen hat, sei es auf Melville Island im fernen Norden Australiens, an die Ufer der Seine in Paris, ins israelische Arraba, an die baltische Ostseeküste oder an die Kreuzung zweier Highways im Staate New York, stets blieben im Netz seiner Erinnerung einmalige Begebenheiten, die zum Schreiben herausforderten. In diesem Geschichten-Kaleidoskop zeigt sich die Spannweite zwischen Region und weiter Welt, zwischen Vertrautem und Fremdem, zwischen kleinen Verhältnissen und exotischen Abenteuern, zwischen sozialer und künstlerisch-literarischer Erfahrung, die Walter Kaufmanns Werk schon immer auszeichnet.

Die Welt des Markus Epstein

Wie Perlen an einer Kette reiht Walter Kaufmann in diesem Buch 105 autobiografische Geschichten auf. Sie führen von seiner Heimatstadt Duisburg weit in die Welt des vergangenen Jahrhunderts. Menschen dreier Kontinente treten ins Licht - unverwechselbar alle uns so unterschiedlich wie die Länder ihrer Herkunft. Kaufmann, der mit jungen Jahren aus Nazideutschland floh, in Australien Soldat, Hafenarbeiter und Seemann war, Reporter in Irland, Israel und den USA, kannte sie alle - erkannte sie in ihrer Beschaffenheit und ihren Eigenheiten: Kinder und Greise, Schurken und Heilige, Gestrauchelte und Sieger, Männer der Seefahrt und der Arbeitswelt anderswo, und beherzte Frauen von großer Anmut und warmherziger Offenheit.

Voices in the storm

In this his first novel Walter Kaufmann tells with stark realism the story of a group of underground fighters against Hitler. Woven into the heroic pattern of struggle and resistance, is the life story of a Jewish boy who sees his family disintegrating before the

onslaught of Hitler's thugs. With the passion of one who has lived through many of the events described in *Voices in the Storm*. Walter Kaufmann presents an unforgettable picture of the face of fascism. Written in this country, the novel is a living link between the turbulent days of the thirties in Germany and Australia, raising anew problems we hoped had belonged to the past.

Beyond the green world of childhood

This collection of reminiscences traces the impact of the coming to power of the Nazis as seen through the eyes of a boy and youth. His friend Georg's question, "Why do the Nazis hate the Jews?" comes as an electric shock to Stefan, for though he had subconsciously felt it, not till that moment did he consciously think about it. The boys were then eleven years old. The twenty-six stories form a pattern-first the halcyon childhood memories of home, the first important boyhood friendship and the growing awareness of the horrors of Nazism; the parting from all that life holds dear-the departure into the unknown.

Weitere Informationen unter <http://www.ddrautoren.de>